

ROB RIEMEN

ADEL
DES
GEISTES



EIN
VERGESSENES
IDEAL

Siedler

Rob Riemen

ADEL DES GEISTES

Rob Riemen

ADEL DES GEISTES

EIN VERGESSENES IDEAL

Aus dem Niederländischen von
Waltraud Hüsmert

Siedler

Die englische Ausgabe *Nobility of Spirit* erschien 2008
bei Yale University Press, New Haven/London.
Die niederländische Ausgabe *Adel van de geest* erschien 2009
bei Uitgeverij Atlas, Amsterdam/Antwerpen.

Die deutsche Übersetzung wurde gefördert durch den
Niederländischen Literaturfonds, Nederlands Letterenfonds, Amsterdam.

Erste Auflage

Copyright © 2008 Rob Riemen
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

eISBN 978-3-641-04587-6

www.siedler-verlag.de

Wer wirklich wissen will, wie es um diese Welt bestellt ist,
muss mindestens einmal sterben. Und da dies das Gesetz ist,
ist es besser, jung zu sterben, wenn man noch alle Zeit vor sich hat,
sich wieder aufzurappeln und aufzuerstehen.

GIORGIO BASSANI,
Die Gärten der Finzi-Contini

Für
Kirsten, Lisette, Margriet,
die mein Leben tragen

Inhalt

PRÄLUDIUM

Dinner im River Café

9

TEIL I

Thomas Mann und seine Zeit

41

TEIL II

Unzeitgemäße Gespräche über zeitgemäße Fragen

71

TEIL III

Sei tapfer

123

Nachwort

155

Literatur

157

PRÄLUDIUM
Dinner im River Café

Who are you indeed
who would talk or sing to America?

WALT WHITMAN,
Leaves of Grass

I

Die wichtigsten Ereignisse im Leben plant man nicht, sie widerfahren einem. Unerwartet ist der Tag, an dem eine Freundschaft, eine Liebe in dein Leben tritt; unerwartet die Stunde, in der ein geliebter Mensch aus dem Leben scheidet; unerwartet dieses eine Ereignis, das dein Leben ändert. Und in solchen Momenten ist es, als ob die menschliche Seele – sich ihrer Macht bewusst, zu beurteilen, was wichtig und was unwichtig ist, was uns für immer in Erinnerung bleiben wird und was wir vergessen dürfen – alle Sinne aktiviert und dem Gedächtnis den Auftrag gibt, alles bis ins Kleinste festzuhalten, damit sie, die Seele, es sich zu eigen machen kann. Unser Gehirn taugt für Daten und Fakten, die, wenn sie nicht mehr gebraucht werden, in Vergessenheit geraten. Doch alles, was in unserem Herzen geborgen ist, geht niemals verloren. Einfach, jedoch treffend wird das in dem Hollywood-Klassiker *Harry und Sally* geschildert: Fragt man ein altes Ehepaar, wann sich beide zum ersten Mal begegnet sind, erinnern sie sich mit verblüffender Genauigkeit an die Einzelheiten, obwohl der Tag fünfzig, sechzig Jahre zurückliegt. Sie haben vieles in ihrem Leben vergessen, doch diese eine Begegnung hat sich in ihr Herz geprägt.

II

Es gab für mich keinen Grund, irgendetwas Besonderes zu erwarten, als ich für den November 2001 eine Reise in die USA plante, wo ich mehrere Städte und Universitäten besuchen wollte. Einer der faszinierendsten und inspirierendsten Aspekte meiner Arbeit für das Nexus-Institut sind die Begegnungen mit zahlreichen Intellektuellen auf der ganzen Welt, die zu der jährlichen Nexus-Konferenz eingeladen werden; in den Vorgesprächen geht es um den Inhalt eines Vortrages oder das Thema einer Expertenrunde. Das Thema der nächsten Konferenz stand seit geraumer Zeit fest: *The Quest of Life. Part II. Evil*, ebenso die Namen der Teilnehmer. Deshalb war in New York unter anderem eine Begegnung mit dem Literaturwissenschaftler und Melville-Kenner Andrew Delbanco geplant, und ich war gespannt auf meine Begegnung mit John Coetzee in Chicago. Außerdem würde ich in Stanford den Dostojewski-Biographen Joseph Frank wiedersehen und Richard Rorty kennenlernen. Die Teilnahme von Michael Ignatieff – dem Nexus-Institut bereits seit der allerersten Konferenz eng verbunden – und Daniel Goldhagen war ein willkommener Anlass, Harvard wieder einmal zu besuchen. All diese Begegnungen, so wusste ich, würden höchstwahrscheinlich angenehm, interessant und auch lehrreich sein. Doch zu erwarten, dass sie »unvergesslich« sein würden, wäre übertrieben.

Zum Glück braucht auch auf einer Geschäftsreise nicht jede Verabredung »Arbeit« zu sein, und ich freute mich auf ein Dinner mit Elisabeth Mann Borgese im berühmten River Café am Abend meiner Ankunft in New York. Auch diese Verabredung stand schon lange in meinem Terminkalender, und sogar für dieses Wiedersehen galt, dass es keinen Grund gab, mehr, *noch* mehr davon zu erwarten als ein gutes Gespräch mit einer alten Freundin. Es ist ein Zeichen der Zeit, fürchte ich, dass nur noch wenige wissen, wer Elisabeth

Mann Borgese ist. Nenne ich ihren Namen, blicke ich allzu oft in verständnislose Gesichter. Impulsiv setze ich dann meist hinzu: »Jüngste Tochter und Lieblingskind des weltberühmten Schriftstellers Thomas Mann.« Dabei bin ich mir jedoch bewusst, dass diese Erklärung vor allem etwas darüber aussagt, wie wichtig Thomas Mann für mich ist und dass sie den Verdiensten seiner jüngsten Tochter in keiner Weise gerecht wird. Elisabeth werde ich eher gerecht, wenn ich darauf hinweise, dass Al Gore mit seinem Film *Eine unbequeme Wahrheit* das Werk fortsetzt, das Elisabeth Mann Borgese begonnen hat.

Weil dieser Abend im River Café so anders als erwartet verlief, scheint es mir sinnvoll, etwas mehr über die Frau zu erzählen, der sich die Existenz dieses Buchs in hohem Maße verdankt.

1918 in München geboren, flüchtete sie 1933 mit ihren Eltern in die Schweiz, um 1938 mit ihnen in die Vereinigten Staaten zu emigrieren. 1939 heiratete sie in Princeton den italienischen Literaturwissenschaftler, politischen Aktivist und bekannten Antifaschisten Giuseppe Borgese, mit dem sie zwei Töchter bekam. Zusammen bildeten sie die Seele einer Bewegung, die das Ziel hatte, nach dem Krieg eine Weltföderation zu gründen und eine Weltverfassung zu formulieren, damit künftig der Frieden erhalten bliebe. Unterstützt wurden sie in ihren Bestrebungen unter anderem von Gandhi, Sartre, Albert Camus, Bertrand Russell, Albert Einstein und Thomas Mann. Mitte der sechziger Jahre – ihr bedeutend älterer Mann war inzwischen verstorben – erkannte Elisabeth, dass dieses Ideal vorerst zu utopisch war, und sie beschloss, sich für etwas einzusetzen, was den Menschen näher liegt: die Umwelt. Elisabeth Mann Borgese war das einzige weibliche Mitglied einer kleinen Gruppe, die den Club of Rome gründete, die erste internationale Organisation, die ökologische Fragen auf die politische Agenda setzte, um der Menschheit bewusst zu machen, dass die Umwelt bedroht ist und wir gemeinsam für ihren Schutz ver-

antwortlich sind. Doch auch der Club of Rome war ihr nicht konkret genug, und so wurde sie Mitinitiatorin des International Ocean Institute; das IOI trat für eine UN-Konvention ein, die festlegte, dass nicht einzelne Staaten, sondern die gesamte Menschheit die Meere besitzen und Verantwortung dafür tragen. Die Annahme dieses Vorschlages 1982 durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen und die Ratifizierung 1994 (ohne die Unterstützung der USA) sind hauptsächlich Elisabeth Mann Borgeses Bemühungen zu verdanken. Sie sprach mit zahllosen Menschen und wird jeden mit ihrer Intelligenz, ihrem leidenschaftlichen Engagement und ihrem Charme beeindruckt haben. Wer Elisabeth begegnete, begegnete überdies dem zwanzigsten Jahrhundert. Zu ihrem großen Freundeskreis gehörten Vladimir Horowitz (in ihrer Jugend, als sie noch hoffte, Konzertpianistin zu werden, hatte sie ein paar Klavierstunden bei ihm), Bruno Walter, Albert Einstein, Hermann Broch, Jawaharlal Nehru, Indira Gandhi, W. H. Auden, Agnes Meyer, Ignazio Silone, Robert Hutchins, Roger Sessions und viele andere.

Als ich ihr zum ersten Mal begegnete, war sie achtzig Jahre alt und lebte an der Küste in Halifax, Nova Scotia, wo sie noch immer als Professorin für Internationales Seerecht an der Politischen Fakultät der Dalhousie University tätig war.

Ich hatte sie eingeladen, im Frühjahr 1999 den jährlichen Nexus-Vortrag zu halten, und ihr auch schon ein Thema vorgeschlagen: *Meine Zeit*. Unter diesem Titel hatte ihr Vater 1950 einen Vortrag gehalten, in dem er, als Fünfundsiebzigjähriger, auf ein bewegtes Leben zurückblickt. Mir schien es reizvoll, fast ein halbes Jahrhundert später seine achtzigjährige Tochter über ihr Leben reden zu hören. Anfangs zögerte sie: »Ich kann doch nicht in die Fußstapfen meines Vaters treten!« Aber ich konnte sie überzeugen, und so hielt sie am 12. Mai 1999 vor einem überfüllten Saal – in der ersten Reihe saßen Ihre Majestät Königin Beatrix und der ehema-

lige Ministerpräsident Ruud Lubbers, ein Freund und politischer Mitstreiter – einen unvergesslichen Vortrag. Eine Freundschaft wurde geschlossen, wir sprachen regelmäßig miteinander, und als sich im Juni 2001 herausstellte, dass wir im November beide in New York sein würden, war die Verabredung schnell getroffen: Mittwoch, den 7. November, um 19.30 im River Café.

III

Zwei Ereignisse, die unmöglich vorherzusehen waren, ließen das Dinner im River Café ganz anders verlaufen, als ich mir, während ich Name, Zeit und Ort in meinem Terminkalender notierte, hatte vorstellen können.

Das erste ist der 11. September. Nie werde ich den Anblick New Yorks an jenem Abend vergessen, als ich nach dem langen Flug gegen sechs durch die Straßen ging, um mir vor dem Essen noch etwas Bewegung zu verschaffen: Die Stadt, die niemals schläft, ist fast zwei Monate nach dem verhängnisvollen Datum dunkel, kalt und vor allem *leer*. Abgesehen von ein paar Taxis herrscht kaum Verkehr; viel werden die Fahrer nicht verdienen, denn auch die Fußgänger sind verschwunden. New York hat etwas Desolates, es mutet an wie ein verlassenes Schlachtfeld. In Soho gehe ich bei Bekannten vorbei, doch sie sind nicht zu Hause. Dann treibt mich pure Neugier zum West Broadway, Richtung *Ground Zero*. Ich weiß nicht, ob es tatsächlich so ist oder ob meine Phantasie mir etwas vorspiegelt, doch in der Ferne, dort, wo *Ground Zero* sein muss, hängt eine gigantische, alles verdunkelnde schwarze Wolke. »Das Grauen! Das Grauen!«, der Schrei aus Joseph Conrads *Herz der Finsternis*, fährt mir durch den Kopf, und ich drehe mich um, gehe zurück zum Washington Square und nehme ein Taxi zum River Café am Fuß der Brooklyn Bridge.

Ich komme als Erster in das nur halb volle Restaurant, wo ein Tisch am Fenster für uns reserviert ist. In der Hand ein Glas Chardonnay, blicke ich auf die einsame Freiheitsstatue, die wie ein Licht in der Nacht über die Stadt wacht. Im Hintergrund das Pianospiele von Dom Salvador – sein »I'll Be Seeing You« klingt melancholischer denn je –, und ich warte auf meine beiden Gäste.

Ja, zwei! Denn das war das nächste unerwartete Ereignis. Ein paar Tage vor meiner Abreise rief Elisabeth mich an. Nach ihrem »Wie geht's dir? Gehen wir noch zusammen essen?«, fragte sie mich, ob ich schon mal von Joseph Goodman gehört hätte.

»Ich fürchte nein. Müsste ich ihn kennen?«

»Nein. Er lebt sehr zurückgezogen, es wird nicht viele Menschen geben, die ihn kennen. Aber er ist ein alter Freund von mir, er weiß, dass ich nach New York reise, und er möchte mich gern sehen. Es wäre phantastisch, wenn du ihn auch kennenlernen würdest. Ist es dir recht, wenn ich ihn zu unserem Dinner einlade?«

»Selbstverständlich! Aber vielleicht erzählst du mir schon mal etwas mehr über ihn?«

Als Elisabeth 1938 mit ihren Eltern nach Amerika emigrierte und noch immer vorhatte, Konzertpianistin zu werden, fuhr sie täglich von Princeton nach New York, um bei Isabella Vengerova Unterricht zu nehmen, der berühmten russischen Pianistin und Musikpädagogin, die am Curtis Institute in Philadelphia lehrte. Zu ihren Schülern gehörte neben Elisabeth auch Joseph Goodman. Joe war drei Jahre jünger als Elisabeth, kam ebenfalls aus Deutschland, und später stellte sich heraus, dass sie die Überfahrt auf demselben Schiff gemacht hatten: der Nieuw Amsterdam, die am 24. September 1938 im Hafen von New York anlegte. Doch Joe war dritter Klasse gereist, im Zwischendeck. Und ohne seine Eltern, die in Deutschland zurückgeblieben waren und die er nie mehr wiedersah. Elisabeth hingegen hatte mit ihren berühmten Eltern am Tisch des Kapitäns gespeist. Joe war, so Elisabeth, ein

brillanter Pianist. »Du hättest hören müssen, wie er Beethovens Opus 106 gespielt hat, die Hammerklaviersonate. Das war seine Musik. Niemand konnte sie so spielen wie Joe.« Der junge Joseph war jedoch ebenso verschlossen wie brilliant. Elisabeth, die sich zu ihm hingezogen fühlte und auch um ihn besorgt war, konnte schließlich sein Vertrauen gewinnen. Und so entwickelte sich eine besondere Freundschaft. Bis Elisabeth, unter anderem durch die Erkenntnis, dass sie Joes Talent nicht besaß, ein halbes Jahr später ihren Traum, Konzertpianistin zu werden, aufgab und sich in Giuseppe Borgese verliebte, sechsunddreißig Jahre älter als sie, mit dem sie ihr neues Ideal verwirklichen wollte: eine Weltverfassung, eine Weltföderation, Weltfrieden. Obwohl sie Joe versichert hatte, durch ihre Heirat werde sich an ihrer Freundschaft nichts ändern, erschien er nicht zu ihrem Fest und verschwand aus ihrem Leben.

Es war purer Zufall, dass sie ihn Ende der sechziger Jahre als Verkäufer in einem Antiquariat in New York traf, irgendwo in der Nähe der 4th Avenue. Borgese war inzwischen verstorben, und Elisabeth lebte und arbeitete in Santa Barbara, Kalifornien, wo sie – bevor sie sich mit ökologischen Fragen beschäftigte – das Center for the Study of Democratic Institutions leitete. Joe, der unverheiratet geblieben war, hatte seine Versuche, als Pianist Karriere zu machen, aufgegeben und widmete sich nun ganz seiner zweiten Liebe: den Büchern.

»Du spielst nicht mehr?!« Sie kannte seinen schwierigen Charakter und war deshalb auch nicht überrascht, dass er sich wahrscheinlich überall unmöglich gemacht hatte. Aber dieser Mann, geboren für die Musik, sollte nicht mehr musizieren? Elisabeth mochte es kaum glauben.

»Ich konnte nicht davon leben, Elisabeth. Aber hin und wieder komponiere ich.«

Auf ihre Frage, ob sie etwas von seiner Arbeit sehen dürfe, hatte

er abwehrend gesagt: »Vielleicht später. Ich weiß nicht, ob es wirklich gut ist.«

Joe gefiel sein neues Leben, vor allem, weil es ihm so viel Zeit zum Lesen ließ. Eine Sammlung schätzte er besonders: das Werk des amerikanischen Dichters Walt Whitman.

»Du musst verstehen, das, was mein Vater für dich bedeutet, ist Walt Whitman für Joe«, sagte Elisabeth. »Er ist sein großer Held und seine größte Leidenschaft neben der Musik. Vielleicht ist er von Whitman noch mehr besessen als du vom Werk meines Vaters.«

»Hatte er keine Bücher von Thomas Mann?«

»Nur eines, *Doktor Faustus*, und dann noch zwei Vorträge meines Vaters, die ihm besonders viel bedeuteten: *Von Deutscher Republik* und *Vom zukünftigen Sieg der Demokratie*. Hast du eine Idee, warum gerade diese beiden Vorträge?«

»Ich nehme an, weil dein Vater darin Whitman zitiert.«

»Ja! Vielleicht bist du ja genauso verrückt wie Joe. Wie auch immer, ich freue mich, dass ihr euch kennenlernt.«

»Arbeitet er noch in diesem Antiquariat? Dann würde ich gern vorbeigehen, wo ich nun schon in New York bin.«

Doch das Antiquariat existierte nicht mehr. Mitte der siebziger Jahre musste der Besitzer einsehen, dass sein Laden keine blühende Zukunft hatte, und Joe war gezwungen, sich eine andere Arbeit zu suchen. Er wurde wieder Pianist, nun allerdings auf Kreuzfahrtschiffen im Pazifik vor der Westküste Mexikos.

Als Elisabeth am 24. April 1978 sechzig wurde, fand sie in ihrer Post ein Kuvert, das zwei große Überraschungen enthielt. Joe hatte ein Gedicht von Walt Whitman für sie vertont, und er schickte ihr eine Geburtsanzeige seiner Tochter. Auf der Karte stand: »Now all is well. The little girl is beautiful. I feel peace and happiness.«

Obwohl Joe mit seiner Sängerin und der kleinen Tochter weiterhin über den Pazifik fuhr, während Elisabeth ihre Professur in

Halifax antrat, riss der Kontakt nicht ab. »Okay, du blickst auf den Atlantik hinaus und ich auf den Pazifik, aber durch die Ozeane sind wir auf jeden Fall miteinander verbunden«, sagte er bei einem seiner Anrufe. Und zum ersten Mal seit vierzig Jahren hatte Elisabeth das Gefühl, dass es ihm gut ging. Er meldete sich bei ihr im Abstand von einigen Monaten, interessierte sich für Elisabeths Arbeit und erzählte liebevoll von seinem Kind. Anfang 1988 kam jedoch eine traurige Nachricht. Seine Tochter, inzwischen zehn, war an einem tropischen Virus gestorben. Zwei Wochen lang hatte sie hohes Fieber gehabt, doch die Ärzte hatten nichts für sie tun können. Joe war ein gebrochener Mann, und Elisabeth fühlte sich so, als habe sie ihr eigenes Kind verloren, obwohl sie das Mädchen nie gesehen hatte. Zwei Jahre später zog Joe nach New York. Seine Ehe hatte die schwere Depression, in die er wieder gefallen war, nicht verkraftet. Und als sei das alles noch nicht genug, war er an Torticollis erkrankt, einem sehr unangenehmen Leiden, das unkontrollierbare Kopfbewegungen hervorrief und ihm das Klavierspielen unmöglich machte. Zu Elisabeth hatte er gesagt: »Ich bin Amerikaner. Ich kann nicht in Kanada leben. Aber ich möchte in Deiner Nähe sein und in der Stadt von Walt Whitman leben.« Wo er genau wohnte, wusste sie nicht. Irgendwo downtown, mehr rückte er nie heraus. Vielleicht, weil er sich seiner Armut schämte. Doch Elisabeth wagte nicht einmal anzudeuten, dass sie ihm helfen könnte. Seine Telefonnummer besaß sie auch nicht. Er rief sie an. Sie trafen sich ein paar Mal im Jahr, immer an seinem Lieblingsort: eine Bank im Central Park, an der Westseite des großen Sees auf Höhe der 91. Straße. Dort ging er jeden Nachmittag hin, um frische Luft zu schnappen, und traf dort meist auch seinen Freund Emilio Contini, einen Italiener, den er noch aus der Zeit im Antiquariat kannte. Am 11. September 2001 wartete Elisabeth verzweifelt auf einen Anruf von Joe, nachdem sie von dem Anschlag auf die Twin Towers erfahren hatte. Als das Telefon endlich wieder funktio-

nierte, meldete er sich. »Mach dir keine Sorgen, Elisabeth. Mit mir ist alles in Ordnung.« Elisabeth kündigte ihren Besuch in New York für November an, und er antwortete: »Dann würde ich dich sehr gern sehen.«

Und so kam es, dass Elisabeth mich vor meiner Reise in die USA anrief. Ich war gerührt über das, *was* sie mir erzählte, und darüber, *dass* sie es mir erzählte. Obwohl sie es mit keiner Silbe erwähnte, hatte ich stark das Gefühl, dass dies auch die Geschichte zweier Menschen war, die füreinander geboren waren, sich nie über ihre Zuneigung ausgesprochen, aber einander – letztendlich – nie losgelassen hatten. Und noch stärker war mein Gefühl, dass ich bei diesem Treffen im River Café auf keinen Fall zugegen sein sollte. Elisabeth beharrte jedoch darauf: »Nein, ich will, dass du kommst. Joe auch. Du *musst* kommen.«

IV

Der Mann, der Punkt halb acht an meinem Tisch Platz nahm, war klein, spindeldürr, alt und trug einen Bart, der seinem Dichterhelden nicht schlecht gestanden hätte. Sein Sakko war vor mindestens zwanzig Jahren gekauft worden. Ein beherzter Versuch, ein paar Flecken zu beseitigen, war nicht so recht gelungen. Der Mann bestellte ein Bier, und als er einen Schluck trank, drückte er den Kopf an die Schulter, um das Schütteln abzumildern. Es ist eine sonderbare Erfahrung, jemandem gegenüberzusitzen, dessen Kopf ständig in Bewegung ist, und auch wegen der ganzen Lebensgeschichte, die Elisabeth mir erzählt hatte, wusste ich für einen Moment nicht, was ich sagen sollte. Weil mein Tischgenosse zu sehr von seinem Versuch beansprucht wurde, ein Glas Bier zu trinken, und ebenfalls schwieg, fragte ich schließlich – dumm! denn ich hätte mir die Antwort denken können –, ob er schon einmal hier gewesen sei.

»Nein.«

»Die Aussicht ist wundervoll!«

»Nein, ich finde die Aussicht nicht wundervoll. Nicht, seitdem die beiden großen Türme hier nicht mehr stehen.«

Er muss meine Verlegenheit bemerkt haben und fuhr in etwas freundlicherem Ton fort: »Zum Glück steht *the Mighty Woman* noch. Der Blick auf sie ist von hier aus wundervoll und auch ein Trost.«

»*The Mighty Woman*?«

»Ja, die Freiheitsstatue! Kennen Sie nicht das Gedicht von Emma Lazarus am Podest der Freiheitsstatue?

*A mighty woman with a torch, whose flame
Is the imprisoned lightning, and her name
Mother of Exiles.*

Ich werde nie den Moment vergessen, als ich sie zum ersten Mal sah. Wissen Sie, dass Elisabeth und ich mit demselben Schiff nach New York gekommen sind?«

»Ja, sie hat es mir erzählt. Ich war noch nie bei der Freiheitsstatue und auch nicht auf Ellis Island. Aber vor kurzem habe ich herausgefunden, dass ein entfernter Verwandter von mir, Isaac Riesen aus Russland, am 13. April 1909 mit der Hamburg–Amerika-Linie in New York ankam, und ich bin neugierig, wie es mit ihm weiterging. Wenn ich morgen Zeit habe, will ich in den Archiven auf Ellis Island nachforschen und dann auch die Freiheitsstatue besuchen.«

»Ich fürchte, das ist nicht möglich. Ich kann mich irren, doch soviel ich weiß, ist Ellis Island noch immer geschlossen. Sicherheitsmaßnahmen. Aber was führt Sie nach New York?«

In diesem Moment betritt Elisabeth das Restaurant. Auch klein, auch alt – aber welche Vitalität strahlt aus ihren immer

leuchtenden braunen Augen. Nachdem wir bestellt haben und Elisabeth mit ihrem Whiskey versorgt ist (Scotch, Single Malt – ihre Lieblingssorte), beginne ich von der kommenden Nexus-Konferenz zu erzählen, um welches Thema es geht, wer kommen wird und welche Fragen im Mittelpunkt stehen werden: Woher kommt das Böse? Warum gibt es so viel Böses, Unrecht und Leid im menschlichen Dasein? Gibt es eine Antwort, eine ernsthafte und überzeugende Antwort auf die Fragen Hiobs, oder ist das Leben letztendlich ohne Sinn?

»Nach dem 11. September«, so fahre ich fort, »könnte der Eindruck entstehen, wir hätten dieses Thema gewählt, um ›aktuell‹ zu sein; jedenfalls höre ich diese Ansicht hin und wieder. Aber der Gedanke ist absurd. Das Thema für die Konferenz 2002 steht schon seit Monaten fest, und es braucht wahrlich keinen 11. September, damit eine Konferenz über das Böse Aktualität gewinnt. Leszek Kołakowski, der große polnische Philosoph, und Roger Scruton werden darüber sprechen. Pumla Gobodo-Madikizela, Mitglied der südafrikanischen Truth and Reconciliation Commission, wird über das Angesicht des Bösen berichten, das sie gesehen hat; Mario Vargas Llosa, der schon einmal zu Gast war, wurde wegen seines Buchs *Das Fest des Ziegenbocks* eingeladen, einem beeindruckenden Werk, das bis zum Kern eines böartigen politischen Regimes durchdringt; der israelische Philosoph Moshe Halbertal wird über Hiob sprechen. Es muss sich noch zeigen, aber ich glaube, dass es eine bedeutsame Konferenz wird.«

Elisabeth nickt zustimmend, doch Joe ist nicht überzeugt: »Natürlich ist es interessant und wichtig, aber nachdem das hier passiert ist, wird jetzt alle Welt Konferenzen über das Böse veranstalten oder Bücher darüber schreiben. Schon jetzt wimmeln die Zeitungen von Leserbriefen, und im Radio werden endlose Diskussionen geführt. Gerade jetzt sollten Sie diese ganzen Intellektuellen *nicht* über das Böse reden lassen, so sehe ich das jedenfalls.

Davon abgesehen, was glauben Sie, damit zu erreichen? Wird die Menschheit dadurch auch nur einen Deut besser? Warum machen Sie nicht etwas, das einen positiveren Charakter hat? Veranstalten Sie eine Konferenz über Freiheit. Denn was diese Dreckskerle, diese nekrophilen Feiglinge, vernichten wollen, das ist *the Mighty Woman!* Amerika ist ein großartiges Land, und das wusste ich schon an dem Tag, als ich im September 1938 ankam und zum ersten Mal im Leben diese beeindruckende Dame sah, dieses wahre Symbol der Vereinigten Staaten von Amerika. Kannst du dich noch daran erinnern, Elisabeth?»

»Natürlich, Joe, diesen Tag werde auch ich nie vergessen; das Glücksgefühl, von deiner ›*Mighty Woman*‹ begrüßt zu werden. Aber ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass Amerika noch immer ein großartiges Land ist. In meinen Augen ist es das schon lange nicht mehr. Ich bin Kanadierin geworden und habe meinen amerikanischen Pass abgegeben, obwohl ich ihn hätte behalten dürfen. Das ist nicht mehr mein Land. Und ich finde es gerade gut, dass im Nexus-Institut eine Konferenz über das Böse stattfindet, und sei es nur, um zu verdeutlichen, dass der Mangel an Freiheit vor allem mit dem Bösen in uns selbst zusammenhängt. Abgesehen davon ist der 11. September hoffentlich auch ein Weckruf, damit wir erkennen, wie sehr der Westen und insbesondere Amerika aufs Neue seinen Idealen untreu ist. Wie heuchlerisch sind wir doch, wenn es um wirtschaftliche Interessen und Außenpolitik geht. Heuchelei als Folge der Raffgier, die wie eine blinde Macht, ein Dämon, unsere Gesellschaft im Griff hat. Das jedenfalls hat Marx richtig gesehen: Kapitalismus hat *auch* eine zerstörende Macht! Und dann die Dummheit, die wir kultivieren; die Dekadenz. So etwas bleibt nie folgenlos.«

»Du meinst also, dass es schon in Ordnung ist, was jetzt passiert ist?! Dass wir einfach *verstehen* müssen, warum dreitausend unschuldige Menschen von ein paar religiösen Spinnern ermordet

worden sind?! Als ob es so schwierig ist, zu begreifen, dass es wieder Faschisten sind, Menschen, die Böses wollen!«

Joe ist so aufgeregt, dass sein Kopf noch stärker geschüttelt wird und er das Essen nur mit größter Mühe zum Mund bringen kann. Elisabeth legt ihm ruhig die Hand auf den Arm und sagt sanft: »Nein, Joe, das ist nicht in Ordnung, und du kennst mich gut genug, um zu wissen, dass ich niemals den Mord an unschuldigen Menschen rechtfertigen würde. Und ich weiß nur allzu gut, dass es so etwas wie das Böse gibt. Ich werde den März 1933 nie vergessen. Nach zwei Wochen Ferien mit meinen Eltern in der Schweiz fuhr ich nach München zurück, um wieder zur Schule zu gehen. Genau in diesen Wochen hatten Hitler und seine Nazis vollständig die Macht in Deutschland ergriffen. Es war ein gewaltiger Schock, als ich merkte, dass Lehrer plötzlich das Gegenteil von dem verkündeten, was sie vor den Ferien vertreten hatten. Und Mädchen, die noch drei Wochen zuvor für einen Lehrer geschwärmt hatten, denunzierten ihn jetzt, weil er ihnen verboten hatte, ihn am Anfang der Stunde mit »Heil Hitler« zu grüßen. Innerhalb von drei Wochen waren sie alle zu überzeugten, wirklich überzeugten Nazis geworden. Ich war fast fünfzehn, und seitdem mache ich mir keinerlei Illusionen über das Böse, das in den Menschen steckt. Aber ich weiß *auch*, dass man das Böse nicht mit Bomben und Granaten ausrottet. Wir müssen eine bessere Antwort finden als den Krieg gegen den Terrorismus. Was mir Angst macht, ist, dass Bush und Cheney nichts anderes einfällt. Das ist nicht nur dumm, es wird die Welt außerdem noch gefährlicher machen, als sie es ohnehin ist.«

»Ich bin ganz deiner Meinung, Elisabeth«, sage ich. »Nur ist die große Frage: Was soll man jetzt tun?«

Elisabeth und ich schauen uns überrascht an, als Joe, mit einer Ruhe in der Stimme, die ich zuvor an diesem Abend noch nicht wahrgenommen habe, sagt: »*Ich* weiß, was wir tun müssen, *ich* habe die Antwort!«

Aus einer Plastiktüte zieht er eine in rotbraunes Leder eingebundene Mappe, legt sie auf den Tisch, schiebt Gläser beiseite, schlägt die Mappe auf und nimmt einen Stapel Notenblätter heraus. Auf dem ersten Blatt steht in zittriger Handschrift mit großen Lettern:

Symphonic Cantate for Solo,
Choir and Orchestra

NOBILITY OF SPIRIT
Words of Walt Whitman
by
Joseph Goodman

»Das hier wollte ich dir gern zeigen, Elisabeth.«

Das Werk basiert auf Verszeilen aus Walt Whitmans *Leaves of Grass*, seinem Loblied auf Freiheit, Demokratie, Amerika und die Poesie, und beginnt mit einem Rezitativ und einer Arie, in der New York besungen wird:

*Auch ich lief in den Straßen der Insel Manhattan
Gib mir Gesichter und Straßen
Lass mich jeden Tag neue sehen
Gib mir solche Schauspiele – gib mir die Straßen Mannhattans!*

Und dann der Chor:

*Menschen, endlos und strömend, mit kräftigen Stimmen,
Leidenschaften, Festzügen,
Manhattans Straßen mit ihrem machtvollen Puls,
mit Trommelschlägen, wie jetzt,
Manhattan-Gesichter und Augen ewig für mich.*